

Studentisches und wissenschaftliches Leben in Gießen vor 50 Jahren

I.

Man hat mir kürzlich gesagt: ein goldenes Doktorjubiläum¹⁾ sei eine ausgesprochene Alterserscheinung. Dieser Feststellung konnte ich nur WALTHERS Seufzer entgegensetzen: „*Owē, war sint mir komen alliu miniu jār!*“ Heute habe ich hier also die Rolle des alten Mannes zu spielen, dem aufgegeben ist, Jüngeren, Jungen und den Jüngsten zu berichten, wie es vor 50 Jahren, kurz vor dem Ersten Weltkrieg, an der einstigen Alma mater Ludoviciana zugeht, womit man sich abplagte, woran man sich begeisterte. Dabei kann ich neben dem Allgemeinen natürlich nur die besonderen Verhältnisse in der Philosophischen Fakultät berücksichtigen, die mir allein näher bekanntgeworden sind. Die „gute alte Zeit“, von der ich hier reden soll, waren die Jahre von 1909 bis 1914, in denen ich zwar nicht nur in Gießen, sondern — immatrikuliert oder nicht — auch in Paris und Brüssel, in Oxford und London das Knistern im Gebälk des europäischen Hauses wahrhaftig deutlich genug vernehmen konnte, das auf die furchtbaren Dinge hinwies, die damals mit oft unterschätzter Drohung geraden Weges auf uns zukamen.

Wenn mir meine Gießener Jahre heute noch mit besonderer Lebhaftigkeit vor Augen stehen, so bedingt das, daß ich den Unterschied zwischen dem Damals und dem Heute, was das Bild der Stadt angeht, recht schmerzlich empfinde. Der Bombenregen, der auf sie in schauerlichen Nächten herabprasselte, hat ihr tiefe Wunden geschlagen, die noch nicht verheilt sind; dem Strom des Verkehrs, der auch hier gewaltig anschwellen mußte, ist das alte Straßennetz kaum mehr gewachsen, und wenig blieb mehr von dem alten, meist beschaulichen Leben in ihrem Bereich.

Gießen, eine Provinzialhauptstadt mit lebendigem Geschäftsverkehr, hatte für meinen Geschmack recht angenehme Wohnviertel, ohne daß ihm deshalb das Malerische der Straßen einer Altstadt völlig gefehlt hätte. (Auf dem Weg dorthin kam ich an einer kleinen Gasse vorbei, deren farbiger Name den sich in mir regenden Namenforscher herausforderte: sie hieß „Teufels Lustgärtchen“. Doch habe ich nie vernommen, daß zu meiner Zeit dort teuflische Lüste eine Zuflucht gefunden hätten, so daß die Freude an dem neckischen Namen ungetrübt bleiben konnte.)

Gießen hatte zu meiner Zeit seit kurzem ein sehr ansprechendes kleines Theater, in dem von guten Kräften und oft geladenen aus-

¹⁾ Die hier wiedergegebene Rede, die der Verfasser am Tage seines Goldenen Doktorjubiläums in Gießen am 27. Februar 1964 gehalten hat, wurde an einzelnen Stellen im Text geringfügig erweitert.

wärtigen Gästen Erfreuliches geleistet wurde. Es bot musikalische und literarische Veranstaltungen, die sich, weil hier nicht selten Gäste mit großen Namen auftraten (so habe ich hier MAX Reger kennengelernt), neben denen größerer Städte ohne Scheu zeigen konnten; und Frankfurt und Wiesbaden waren ja nicht aus der Welt. Es besaß seit einigen Jahren nicht nur ein stattliches, von mir regelmäßig besuchtes Hallenschwimmbad, sondern auch eine wohlgepflegte Bibliothek mit dem freundlichsten Arbeitsraum, den ich im Leben je benutzen durfte. Seine Hochschule, deretwegen ich hierher kam, war, Gott sei Dank, keine große Anstalt, nicht zu vergleichen mit den von Studenten wimmelnden Großstadtuniversitäten in Paris und Berlin, München oder Leipzig, auch nicht mit den feudalen Hochschulen in Bonn oder Heidelberg, nicht mit den Universitäten, die ein aus der Landschaft kommendes romantisches Gepräge zeigten, wie Marburg, Tübingen oder Jena, wo die Träger der bunten Mützen, an denen es zwar auch in Gießen nicht fehlte, mit der alten Burschenherrlichkeit oft lautstark das Straßenbild beherrschten.

Was die Gießener Studenten um 1910 anging, so hatte man kurz vor meiner Zeit den 1000. Studenten verzeichnen können, und Seine Magnifizenz hatte ihn mit einer goldenen Uhr willkommen geheißen²⁾. Frauen fehlten an der Universität noch so gut wie gänzlich, auch verheiratete Studenten, von Studentenehepaaren, wie wir sie heute treffen, gar nicht zu reden. Frauen stellten sich zahlreicher in seltenen Gastvorlesungen ein. Die Studenten aber kamen in erster Linie aus dem Großherzogtum Hessen, für das Gießen Landesuniversität war. Sie hingen, soweit sie hier aktiv geworden, natürlich an der Stadt ihres jugendlichen Übermuts. Aber nicht wenige Hessen-Darmstädter gingen in ihren ersten Semestern der Universität Gießen weit aus dem Wege und stellten sich hier erst in den späteren ein, um ihr hessisches Examen abzulegen, da sie im Lande zu bleiben gedachten. Das waren dann auch oft diejenigen, die ziemlich lustlos seufzten über die gewiß nicht großstädtischen Gießener Verhältnisse und die meist froh waren, wenn sie den Staub der Stadt wieder von den Füßen schütteln konnten. Wenn der Ruf Gießens in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg nur einen bescheidenen Klang in der weiteren deutschen studentischen Öffentlichkeit besaß, so sind nicht nur sie daran schuld gewesen, sondern — wenn ich recht sehe — auch etwa jene, die begeistert waren von dem romantischen und die Stadt ihrer Wahl beherrschenden studentischen Leben im nahen Marburg, wo man damals (heute ist das gewiß anders!) über Gießen bestenfalls mit verzeihender Nachsicht herablassend zu reden pflegte.

Ich persönlich habe die einschränkenden Urteile über Gießen —

2) Die freundliche Hilfsbereitschaft von Herrn Bibliotheksoberrat Dr. E. SCHMIDT in Gießen ermöglichte es mir festzustellen, daß der 1000. Student im Sommersemester 1902 in Gießen immatrikuliert wurde. Es war der stud. med. HERMANN SIMONS aus Vogelsang bei Neuß (geb. 1879). Daß ihm bei seiner Immatrikulation eine goldene Uhr überreicht worden sei, ließ sich aus den Akten der Universität Gießen nicht erhärten. Die Nachricht ging aber 1902 durch die deutsche Presse.

und dieses Bekenntnis muß ich hier von vornherein ablegen — bald als einseitig, abwegig und den Verhältnissen, wie sie wirklich lagen, kaum Rechnung tragend empfunden. Ich entsinne mich genau, daß die Mehrzahl der Studenten in Gießen mit den örtlichen Verhältnissen nicht unzufrieden war, ja daß viele sich hier recht wohl fühlten, nicht nur das kleine Häuflein jener, die die Arbeit als Last empfanden und in bescheidenen, alltäglichen, mehr animalischen Genüssen des Daseins ein erstrebenswertes Ziel erblickten; oft erklommene Höhepunkte ihres Daseins erreichten sie bei fortschreitender Reife auf Bierbänken beim Doppelkopp, wobei die spannungsgeladene Ruhe der Spielenden oft nicht einmal in ein Kannegießern von einigem Niveau einmündete. Jedenfalls gab es neben diesen wahrhaftig Kommilitonen genug, die mit Nachdruck höhere Ansprüche an sich und ans Leben stellten. Dennoch wog auch unter ihnen der Typ vor, der vor allem auf das Examen hinarbeitete, um sich dadurch für eine Anstellung im Staate zu qualifizieren und dann bald zu heiraten. Oft wartete bereits eine Partnerin mit Ungeduld auf das bestandene Examen. Eine studentische Bohème fehlte in Gießen so gut wie gänzlich. Die nicht große Gruppe der künstlerisch oder wissenschaftlich wirklich Reg- und Strebsamen, die Problemen um ihrer selbst willen nachgingen und über das Examen hinaus ihrer Wissenschaft tätig verbunden blieben, fiel kaum in die Waagschale. Das war und ist an den meisten Universitäten so.

Man hat mich damals und auch später noch oft gefragt, warum ich als Student gerade nach Gießen gegangen sei. Daran war gewiß die hessische Tradition schuld, in die ich durch meine Familie gestellt war, verstärkt durch die Tatsache, daß ich in Darmstadt Maturum gemacht hatte und von den dortigen Kameraden immer wieder auf Gießen hingewiesen worden war. Hinzu kam, daß ich selbst mit Lahnwasser getauft bin und von Gießen aus mein Elternhaus in Bad Ems in verhältnismäßig kurzer Zeit erreichen konnte. Nicht vergessen seien aber auch die studentischen Kreise, zu denen ich in Gießen bald Fühlung gewann.

Allerdings bin ich nie Mitglied einer studentischen Verbindung gewesen. Nicht als ob ich irgend ein Vorurteil gegen das Korporationswesen gehabt hätte. Nicht wenige meiner Vettern und Freunde waren in verschiedenen Bünden aktiv: bei den Hessen, den Alemanen, im Kloster und anderswo, und ich habe dann und wann als Gast ihre Kneipen oder geselligen Veranstaltungen besucht. Aber ich kam erst in meinem sechsten Semester zu dauerndem Aufenthalt nach Gießen; da wurde man nicht mehr aktiv. Außerdem war ich ein Einzelgänger, der viel freie Zeit für sich und für seine teils pflichtmäßige, teils freiwillige Arbeit nötig hatte.

Durch einen Zufall kam ich schon in meinen ersten Gießener Tagen in eine zwanglose Tischgesellschaft von Studenten aus Mainz, meist ältere Semester verschiedener Fakultäten, ja solche, die schon in der Praxis gestanden hatten. An ihren recht unterschiedlichen Interessen nahm ich regen Anteil. Wir machten Wanderungen lahnauflauf- und -abwärts, in den Westerwald und den Vogelsberg, in der Som-

ersonne und im Winterschnee. Manchmal, wenn es galt, einer Kegelkasse fröhlich den Garaus zu machen, fuhren wir zu einem lukullischen Mahl in die vielgerühmte Weinstube von Ortenbach nach Wetzlar. Aber wir alle gerieten im August 1914 in das schwere Gewitter, das damals über Europa heraufzog.

Ich fand in Gießen auch Anschluß an einige Bekannte aus Darmstadt, eine literarisch interessierte Gruppe. Da war der rotbärtige KARL HESSEMER, ein Schüler des Philosophen SIEBECK, der später der Volkshochschulbewegung seine Kraft widmete und vor Jahren in Karlsruhe verstorben ist. Da war sein Freund ANTON BÜCHNER, aus der Familie des Dichters von *Dantons Tod*, GEORG BÜCHNER (1813 bis 1837), der in jenen Jahren mit Übersetzungen aus dem Spanischen beschäftigt war: aus PIO BAROJA Y NESSI (1872—1956) und MIGUEL DE UNAMUNO (1864—1936). Da war schließlich EDUARD SCHMID, der ein paar Jahre später unter dem Namen KASIMIR ED-SCHMID eine bedeutsame Rolle in dem heraufziehenden deutschen Expressionismus spielen sollte; heute ist er Ehrendoktor der Justus Liebig-Universität. Mit ihnen traf ich mich dann und wann im Café Hettler, wo uns der Bastian, der hier in Jahrzehnten den Gästen aufwartete, um unser Wohl bedacht, nach dem Mittagessen den Café filtre servierte, dazu die köstliche Hettlersche Nußtorte. Man lebte hier also nicht ganz ohne Üppigkeit.

Erst später gewann ich nähere Beziehungen zu engsten Fachgenossen, mit denen ich mich über fachwissenschaftliche Dinge austauschen konnte. Sie waren mir in den Seminaren mit ihren Kenntnissen aufgefallen. Es war der früh in Darmstadt verstorbene HERMANN GÖTZ aus Heubach im Odenwald und der spätere Oberstudiendirektor HANS ROLOFF aus Gießen, beide in erster Linie Schüler WILHELM HORNS, von denen jener über *Die komischen Bestandteile von Shakespeares Tragödien in der literarischen Kritik Englands* (1917), dieser über *Das Praesens historicum im Mittelenglischen* arbeitete. Wir lasen und interpretierten zusammen die altenglische *Elene*, das altfranzösische *Rolandslied* und die *Karlsreise*, dazu den althochdeutschen OTFRID VON WEISSENBURG. Zu unseren Sitzungen brachte ROLOFF oft eine Tüte voll herrlicher Laugenbrezeln mit, die er bei dem stadtbekannten Brezelbub zu kaufen pflegte, den die Studenten im „Lotze Kaste“ am Seltersweg und anderswo den Andramoi nannten, weil er auf Anforderung, ehe man ihm etwas abkaufte, den Eingang der *Odyssee* aufzusagen wußte: 'Ανδρα μοι ἔννεπε, Μοῦσα, πολύτροπον, ὃς μάλα πολλὰ... Klassische Bildung stand damals also hoch im Kurs in Gießen. Wer heute sich hier heute noch bei einem Brezelbub nach dem Vater HOMEROS erkundigen! Der ist inzwischen unpopulär geworden an Deutschlands Hohen Schulen.

Ein beträchtlicher Teil der Gießener Studentenschaft war damals „aktiv“, sei es in farbentragenden oder in schwarzen Verbindungen, sei es in Bünden mit oder ohne Mensurzwang, mit oder ohne das Prinzip unbedingter Satisfaktion. Die „Aktiven“ traten in der Öffentlichkeit keineswegs ausschweifend, hochnäsig oder herausfordernd

auf, vielmehr höchst diszipliniert. Gewiß kannte man einige gewalttätige Gesellen aus ihren Reihen, die darauf ausgingen zu „ram-schen“ und sich damit längst einen bösen Leumund erworben hatten. Sie sollen sich besonders in einem Café bei der Plockstraße in den späteren Abendstunden betätigt und dort auch harmlose Studiker belästigt haben. „Mein Herr, Sie haben mich fixiert!“ Mit dieser oder einer anderen albernem vom Zaun gebrochenen Bemerkung lief die oft keineswegs belustigende Posse an. So hat man mir berichtet: denn ich selbst hatte zu dieser Sphäre des „akademischen“ Lebens keine Beziehungen und meine Zeit und Energie vor den Wagen fruchtbarer Interessen gespannt, von denen jene der Hochschule keine Ehre machenden Gesellen mit ihren zerhackten Physiognomien sicherlich nichts wußten, sie, die mit dem Leben der Universität nur in lockeren, oft längst gelösten Bindungen standen. Unerfreuliche Gestalten dieser Kategorie hatten Gießen, wo man es nicht kannte, den Namen eines Sauf-, Rauf- und Spektakelnestes bewahren helfen, ein Renommee, das ihm seit weiland Magister LAUKHARDS Zeiten in der weiteren deutschen Öffentlichkeit anhing. Aber die Stadt verdiente diese Charakterisierung um 1910 ganz gewiß nicht mehr.

Die Gießener Studenten, die mir begegneten, lebten anscheinend alle zwar nicht in üppigen, wohl aber in leidlich auskömmlichen Verhältnissen. Nur von einem weiß ich, dem das Schicksal ausgesprochener Dürftigkeit beschieden war, einem Philologen, dem Sohn eines längst verstorbenen rheinhessischen Arztes. Ich hatte ihn schon in Darmstadt gekannt; er war älter als ich, aber wir hatten denselben Schulweg. Er war ein hochaufgeschossener, gebückt einherschreitender, hagerer Geselle mit unreinem Teint, dem die Schwindsucht auf der Stirne geschrieben stand und der früh dahingestorben ist. Politisch bekannte er sich mutig in der Öffentlichkeit als Sozialdemokrat, was unter Studenten damals ungewöhnlich war. Einstmals publizierte er ein kleines Heft: *Lieder eines Proleten*. Ich glaube, er gab Privatstunden, um sich über Wasser zu halten. Jedenfalls gehörte er dem kleinen Kreis eines Philosophieprofessors an, der ihm offenbar wohlwollte und ihm dann und wann einen abgelegten Anzug überließ. In einem Fall war das ein brauner langer Schoßrock von nicht mehr ganz tadellosem Aussehen. Wo der lange Laban darin auftrat, wurde er mit Lächeln, ja oft mit lautem Hallo von den Kommilitonen empfangen. Viel Zartgefühl besitzt die Jugend ja nicht. Aber der arme Teufel hat offenbar die Rolle des also Maskierten nicht nur mit Galgenhumor getragen, sondern sich darin gelegentlich sogar nicht ohne Koketterie zur Schau gestellt. Anders kann ich es nicht verstehen, wenn er bei einer Sonnwendfeier auf dem Schiffenberg in dem erwähnten Kostüm mit fliegenderm Schoßrock, seinen langen Beinen und weit ausgestreckten dünnen Armen unter dem aufbrausenden Beifall der spöttischen Menge durch das lodernde Feuer sprang.

Was mich in Gießen hielt und dorthin stets zurückzog, war nicht zuletzt die Tatsache, daß hier meine wissenschaftlichen Bedürfnisse und Pläne in gedeihlicher Ruhe und Förderung sich entfalten konn-

ten. Nicht als ob ich mich der Stadt und ihrer Universität von Anfang an auf Tod und Leben verschrieben und kein Auge gehabt hätte für die Welt da draußen und ihre Möglichkeiten. Mein erstes Semester hatte ich in Kiel verbracht, erfüllt von dem Wunsch, Norddeutschland, Berlin und Hamburg und weiter das Meer und die nordischen Länder kennenzulernen. Ich empfang dort den ersten nachhaltigen persönlichen Eindruck von einem hervorragenden, allerdings recht streitbaren Vertreter der Germanistik, dem Schwaben FRIEDRICH KAUFFMANN (1863—1941), bei dem ich Gotisch und Althochdeutsch hörte. Aber auch andere entscheidende Einflüsse waren mir dort beschieden. Ich besuchte eine Vorlesung des Indologen, Philosophen und Schopenhauer-Herausgebers PAUL DEUSSEN (1845—1919), eines erblindeten alten Herren, und hörte bei ihm, ergriffen von seiner Persönlichkeit, ein Kolleg über GOETHEs *Faust*, dessen Text ihm in allen Teilen auswendig geläufig war. Den stärksten Eindruck aber machte auf mich der Nationalökonom BERNHARD HARMS (1876 bis 1939), eine hohe Friesengestalt und ein Mann von mitreißender Beredsamkeit bei sicherstem männlichem Auftreten. Er hatte gerade das berühmt gewordene „Institut für Weltwirtschaft“ in Kiel gegründet. Bei ihm besuchte ich eine Vorlesung über „Sozialismus und soziale Bewegung im 19. Jahrhundert“, die mir viel gegeben hat, mich aber dennoch nicht dauernd an dem Entschluß, Germanistik zu studieren, irrewerden lassen konnte, besonders als das Kieler Museum meinen Wissensdurst, was das alte Germanentum anging, erheblich gesteigert hatte.

Im Wintersemester 1909/10 war ich dann zuerst, gleichsam probeweise, in Gießen. Aber schon das nächste Frühjahr führte mich zu längerem Aufenthalt nach England. Ich lebte hier bis weit in den Herbst 1910 hinein in Oxford im Hause eines Tutors eines bekannten Colleges, später lange Wochen bei Freunden in Alverstoke an der Südküste in der Nähe von Portsmouth, nicht weit von der Isle of Wight, und als der Herbst dann kam, in London. Dazu gesellten sich mancherlei Studienreisen durch das Land, die mich über Stratford on Avon in die Industriezentren im Norden bis hin zur schottischen Grenze führten.

Wenn ich zwar für den Winter 1910/11 nach Gießen zurückkehrte, so reiste ich doch schon im frühen März 1911 nach Paris, um dort an der Sorbonne zu studieren. Bis in den Spätherbst hinein bin ich dort geblieben. Zunächst durch Bekannte von der Deutschen Botschaft in der Rue de Lille gut geführt, lernte ich das große kulturelle Leben einer Weltstadt von besonderem Range kennen, auch nicht wenige Professoren der Sorbonne, persönlich wie in ihren Vorlesungen. Da las GUSTAVE LANSON (1857—1934) über SAINTE BEUVE (1804—1869) und besonders über dessen *Poésie et pensées de Joseph Delorme* (1827); da hörte ich FERDINAND BRUNOT (1860—1938) Fragen der französischen Sprachgeschichte erörtern; da sprach der rednerisch mitreißende VICTOR BASCH (1865—1944) über deutsche Ästhetik im 18. Jahrhundert; da besuchte ich die berühmte Hebbelvorlesung des Elsässers HENRI LICHTENBERGER (1864—1941); da

hörte ich Althochdeutsch bei dem Sprachvergleichler JOSEPH VENDRYÈS (geb. 1875). Der Literaturhistoriker AUGUSTE FAGUET (1847 bis 1916) und der Philosoph HENRI BERGSON (1859—1941) haben damals nicht gelesen.

Dennoch konnte mich das ungewöhnlich reiche Leben an der Universität, in der Stadt, konnten mich auch die Pariser Theater, Galerien und Museen nicht davon abhalten, im späten Herbst 1911 an die Lahn zurückzukehren. Seit dem Winter 1911/12 studierte ich dann ohne Unterbrechung in Gießen, sehr entschlossen, mich auf die Sichtung und Vertiefung der großen Eindrücke zu verlegen, die mir in der Ferne geworden waren, und mich jenseits des bloß rezeptiven mehr als seither an produktives selbständiges Arbeiten in meinem Fach zu halten mit dem klaren Ziel und Wunsch, ein tüchtiger Fachmann in dem von mir gewählten Wissenschaftsbereich zu werden, ohne dabei ein Streber zu sein. (Wir sagten damals: Das sei ein Mittelding zwischen einem Pfuideiwel und einem Pfuidausend!) Das Job-Denken anderer Studentengenerationen lag mir völlig fern. Ich wollte hier nach Herzenslust studieren und etwas Tüchtiges lernen, sonst nichts. Was aus mir dann nach abgeschlossenem Studium einmal werden sollte, stand mir nicht klar vor Augen. Ich dachte wohl an eine Tätigkeit als freier Privatgelehrter oder auch in der Redaktion einer Zeitung oder Zeitschrift. Aber es sollte dann alles ganz anders kommen.

Ich wohnte in Gießen sehr nett in der Ostanlage 27 parterre. Wenn man vom Theater aus durch die Allee zur Ostanlage ging, sah man mein Fenster mitten im jenseitigen Ausgang der Allee stehen. Dort brannte, wie meine Freunde festzustellen pflegten, in jenen Jahren meist bis gegen Mitternacht ein Lämpchen, neben dem ein fleißiger Student bei der Lektüre oder an seiner Arbeit saß.

Mit alledem sei nicht gesagt, daß ich in der kurzen Zeit bis zum Ersten Weltkrieg unverrückbar fest an Gießen geklebt hätte. Manche kleinere und größere Wanderung und Reise hat mich in jenen Jahren durch die deutschen Lande geführt. Einen Teil der großen Ferien, den ich stets daheim in dem damals noch mondänen Ems mit seinem international gültigen Namen verbrachte (auf dem noch der letzte Abglanz jener großen Zeit lag, in der der alte Kaiser Wilhelm I. alljährlich dorthin zu kommen pflegte). Dies alles hat mich manche wissenschaftlichen, menschlichen und gesellschaftlichen Beziehungen anknüpfen lassen, die verhinderten, daß ich bei allem Fleiß ein in seiner Wissenschaft eingekapselter Stubenhocker und Bücherwurm wurde.

II.

Wenn ich mich, obwohl nicht ganz ohne Ansprüche in bezug auf Wohnkultur, leidlich gepflegte kulturelle Umgebung und an das, was von der Universität im besonderen geboten wurde, in Gießen recht wohl fühlte, sah ich mich hierin — zwar erst Jahrzehnte später — in erheblichem Gegensatz zu einem damaligen Kommilitonen.

einem heute nicht unbekannten Autor, der allerdings schon 1949 in Italien verstorben ist. Er war acht Jahre älter als ich (geb. 1882), und er beschreibt sehr von oben herab Gießen als einen für jenseits der kleinbürgerlichen Sphäre liegende Ansprüche höchst unerfreulichen Aufenthalt. Ich meine ALBERT H. RAUSCH, der unter diesem seinem richtigen Namen noch als Student 1911 Gedichte in seinem *Buch der Trauer* und 1912 *Sonette* veröffentlicht hat, die ihn als dem Kreis der Jünger STEFAN GEORGES angehörig auswiesen. Er hat später unter dem Namen HENRY BENRATH durch viel beachtete Romane vorübergehend beträchtliches Ansehen erworben: *Die Kaiserin Konstanze* (1.—6. Taus. 1935), *Die Kaiserin Theophano* (1.—27. Taus. 1940), *Die Kaiserin Galla Placidia* (1.—37. Taus. 1937/1939). Vorher, d. h. 20 Jahre nach meinem Gießener Aufenthalt, schrieb er die Gegenwartsromane *Ball auf Schloß Kobolnow* (1.—10. Taus. 1932) und *Die Mutter der Weisheit* (1.—5. Taus. 1933). In unserm Zusammenhang interessiert nur das letzte Buch; in ihm wird versucht, der Stadt Gießen und der Alma mater Ludoviciana übel mitzuspielen, wenn der Titel des Buches auch auf seine Wirtin, die wackere Frau Kätta Mulch, bezogen worden ist, mit ihrem neuen „hochpiekfeinen Aabee“ mit Wasserspülung, einer Einrichtung, zu der man sich in Gießen damals noch nicht allenthalben durchgerungen hatte.

BENRATH stammte aus einer kleinen Stadt in der Wetterau, wo sein Vater ein angesehener Bäckermeister war. Im Kreise seiner Jugendfreunde hieß er deshalb das „Mehlwürmchen“. Er war also in gutbürgerlichen, keineswegs bourgeoisen Verhältnissen geboren; aber er war ein Angeber von der Gattung der Snobs, ein eitler Vornehmter also. In seinen Zeitromanen, in denen er höchst persönlich unter dem Namen HENRY BENRATH auftritt, gebärdet er sich hochfahrend als ein Mann, der, ein Sohn reicher Leute aus Köln, mit offenen Armen in den vornehmsten und exklusivsten Kreisen der Gesellschaft, der seine Verwandten und Freunde angehörten, aufgenommen wird, nicht zuletzt von den Frauen. In dem kleinen Gießen aber findet er fast alles minderwertig, unterdurchschnittlich, bemitleidenswert, kleinbürgerlich: die Stadt und ihre Straßen, die Häuser und ihre Gärten, die Professoren und ihre Studenten, besonders die mit den bunten Mützen, im Grunde auch die Offiziere, von denen er merkwürdigerweise wenigstens einige gelten läßt. Man hat BENRATHS Haltung in der *Mutter der Weisheit* ironisch genannt. Aber das ist das Buch nur teilweise. Köstlich, voll Ironie und realistisch gesehen ist gewiß die Schilderung von BENRATHS Wirtin Kätta Mulch. Hier zeichnet er eine Frau aus dem Volke, der er im Leben gewiß begegnet ist, aus einer Klasse, der er mindestens einstmals nahestand. (Der Gießener Schriftsteller ALFRED BOCK versicherte in seinen 1959 veröffentlichten *Tagebüchern*, daß RAUSCH-BENRATH auch in der Unterhaltung „eine verschiedene Begabung“ besaß, „Typen aus dem Volk mit vollendeter Plastik vorzuführen. Die Hörerschaft schwimmt in einem Meer von Behagen, wenn Rausch in unverfälschtem hessischem Dialekt Friedberger Originale beiderlei Geschlechts vorführt.“)

Manche andere Gestalten der *Mutter der Weisheit* sind, wenn es in

der Absicht des Schriftstellers HENRY BENRATH gelegen hätte, sie naturgetreu wiederzugeben, erheblich verzeichnet, am gründlichsten die des Professors, dessentwegen er nach Gießen gekommen ist, um hier zu promovieren. Was er von ihm aussagt, mutet an manchen Stellen fast an wie ein Racheakt, obwohl er den Gelehrten gegen Ende des Buchs mit mitleidigem Bedauern auch etwas entlastet, da er, der Professor, bei allem wissenschaftlichen Streben, das BENRATH ihm zubilligt, in Gießen doch nur dazu bestimmt sei, Oberlehrer abzurichten, für BENRATH offenbar eine peinliche und höchst subalterne Beschäftigung. Von der heiligen Freude, die ein Mensch, auch ein hochgelehrter, empfinden kann, wenn er sich lehrend und erziehend betätigen darf, hatte BENRATH sichtlich keine Vorstellung.

Seine ganze Geringschätzung der Stadt Gießen und jenes Professors, eines Romanisten, kommt in der Schilderung seines ersten Besuchs bei dem in Aussicht genommenen Doktorvater zur Geltung: Die Straße, in der er wohnt, sein Haus, der Treppenaufgang, der Empfang in der Etagentür, die Wohnung, das nüchterne Arbeitszimmer, der bärtige Professor selbst werden durchaus als ungepflegt, geschmacklos und abstoßend geschildert. (Von psychologischem Interesse bleibt, daß der in allen äußeren Dingen sich höchst anspruchsvoll gebärdende Schriftsteller BENRATH nur in seiner Vaterstadt, dem kleinen Friedberg, schöpferische Einsamkeit finden konnte. Dort ist, wie A. BOCK für die Jahre 1923 und 1930 feststellt, „die Mehrzahl seiner Dichtungen entstanden“, ohne daß er zwar „mit der Bürgerschaft in nähere Berührung kam . . .“ RAUSCH bekannte, daß er nur „in seinem Friedberger Stübchen“ ungestört arbeiten könne.)

Wie sich dann das Spiel zwischen dem Studenten BENRATH und dem Professor DIETRICH BEHRENS, dem damaligen Gießener Romanisten (den BENRATH Hinrichsen nennt), in diesem Schlüsselroman entfaltet, kann hier im einzelnen unerörtert bleiben. Tatsächlich kommt es nicht zur Promotion, weil — nach BENRATHS Angabe — ein gewisser Klaus Dietrich Werner in Breslau über das gleiche Thema, das er, BENRATH, in Jahren bearbeitete, promoviert hatte. Historisch ist, daß sich die 1911 bei LEO WIESE in Jena geschriebene Doktorschrift von OTTO STÖLTEN *Die Entwicklung des bildlichen Ausdrucks in der Sprache Victor Hugos* . . . mit BENRATHS Thema deckte. Das hat ihn mit unendlichem Zorn gegen den Professor BEHRENS erfüllt, der in dieser Sache nicht anders verfuhr, als es auf Deutschlands Hohen Schulen damals allgemein üblich war, aber dennoch auch selbst für BENRATH nach einem von diesem verschmähten Ausweg aus der schmerzlichen Lage gesucht hat.

Hier geht es nicht um künstlerische Dinge, sondern um eine Ehrenrettung des Professors BEHRENS, der auch mein Lehrer gewesen ist. In der Tat war BEHRENS ein „Cunctator“, wie er oft genannt wurde, der es seinen Doktoranden nicht leicht machte, stets Nachträge, Ergänzungen, die Heranziehung weiteren Schrifttums von ihnen forderte und hierdurch die Promotionen stark in die Länge zu ziehen pflegte. Jedenfalls war BEHRENS ausgesprochenermaßen Sprachhistoriker und hatte mit der französischen oder irgend einer anderen Lite-

ratur des 19. Jahrhunderts, soweit ich das beobachten konnte, wenig, innerlich so gut wie nichts zu schaffen. Ich kann mir schlecht denken, daß ihm VICTOR HUGO in seiner Lyrik irgendetwas zu sagen hatte, von BAUDELAIRE (1821—1867) oder STÉPHANE MALLARMÉ (1842 bis 1898) und andern gar nicht zu reden.

Warum ging nun der BENRATH der Erzählung, der reiche Kölner „fils de Papa“, ausgerechnet nach Gießen zu DIETRICH BEHRENS, um dort über VICTOR HUGO zu promovieren? Warum ging er nicht nach Marburg zu EDUARD WECHSSLER, der für seine Arbeit sicherlich weit aufgeschlossener gewesen wäre als BEHRENS, oder nach Würzburg zu KARL VOSSLER? Warum? Nun, BENRATH war gar nicht aus Köln und eines reichen Mannes Sohn, sondern aus Friedberg in der Wetterau, also ein geborener Darm-Hesse, der sich dem Zug nach der Landesuniversität, den seine Landsleute einzuschlagen pflegten, angeschlossen hatte.

Höchst unwahrscheinlich ist es, wenn er behauptet, er habe einst mit BEHRENS den Pakt geschlossen, daß er auf ein paar Semester nach Paris gehen sollte, um dort seine Arbeit über VICTOR HUGO zu schreiben, dann aber zu einem kurzen Aufenthalt sich in Gießen einfinden könne, um ein Häuflein sprachgeschichtlicher Kenntnisse im Seminar des Professors zu erwerben und bei ihm zu promovieren. Wer BEHRENS kannte, dem wird da manches fragwürdig erscheinen; denn der pflegte seine sprachhistorischen Prüfungen keineswegs zu verniedlichen und zu verharmlosen.

Der eigentliche Grund des Mißerfolgs bei der geplanten Promotion HENRY BENRATHS und langer unerfreulicher Auseinandersetzungen zwischen ihm und seinem Professor liegt einzig und allein (wenn wir von jener Dissertation OTTO STÖLTENS absehen) in der unmöglichen Zusammenkoppelung dieses Studenten und dieses Dozenten, die sich im Grunde nichts zu sagen hatten. Die Schuld liegt dabei auf beiden Seiten: Wie kann ein Student der Romanistik, der nur einigermaßen in sein Fach hineingeschaut hat und aus Köln stammt, wo HEINRICH SCHNEEGANS (1863—1914), der ausgezeichnete Bonner Romanist und Verfasser der *Geschichte der grotesken Satire* (1894), in der Nähe saß, ausgerechnet nach Gießen zu DIETRICH BEHRENS gehen, um bei ihm seinen Doktor zu machen? Aber auf der andern Seite: Wie kann ein Dozent von der Interessenrichtung, der literarischen Vergangenheit eines DIETRICH BEHRENS, für den Musisches offenbar weitab lag, eine Arbeit über den Poeten VICTOR HUGO annehmen, besonders wenn sie von einem Manne geschrieben wird, der aus dem Kreise STEFAN GEORGES kommt? Das ist ein unmögliches Paar, dessen Handel miteinander nicht gut ausgehen konnte. (Ich freue mich nur, daß mein alter Freund KASIMIR EDSCHMID seine Arbeit über *Die Novellentechnik Alfred de Mussets* wegen des Kriegausbruchs 1914 nie fertig geschrieben und bei BEHRENS eingereicht hat. Ich fürchte, auch hier wären beide Kontrahenten nicht zu dem erwünschten Ziel gekommen.)

Man kann verstehen, daß BENRATH seine Beziehungen zur Universität Gießen künftighin gern unter den Tisch fallen ließ. Der

Waschzettel zu seiner *Mutter der Weisheit* sagt von dem ins Große strebenden Dichter lediglich: „Er studierte Sprachen in Genf, Berlin und Paris und lebte überall in Europa, vorwiegend in Frankreich und Italien.“ Von Gießen, wo er ein so wichtiges Geschäft wie eine akademische Promotion vorzunehmen gedachte, wird hier von seinem ihn empfehlenden Verleger nicht gesprochen. Offenbar hat BENRATH ihm gegenüber über sein Gießener Abenteuer Gras wachsen lassen. Und doch hat er sich von Gießen nicht trennen können, wo er im Jahre 1900 immatrikuliert wurde; denn erst 1933 wurde ihm hier von den Nazis durch die Streichung seines Namens aus der Matrikel der Stuhl vor die Tür gesetzt³⁾.

III.

Geheimrat DIETRICH BEHRENS (1859—1929), ein hochgewachsener Oldenburger, war bei der oft gequälten Haltung seines vom Rheumatismus geplagten Körpers zu meiner Zeit gewiß keine weltmännische Erscheinung. Man erkannte in ihm sofort den deutschen Professor, wie er im Buch und in der Karikatur lebte. Ich weiß von einer heimlichen Aufnahme von ihm bei einem Gang über den Boulevard St. Michel in Paris, aus den Jahren, da ich in Gießen sein Schüler war, auf dem man ihn als deutschen Professor an dem gerollten Regenschirm, einem Kneifer am geflochtenen Seidenkördelchen auf der Nase, dem wenig gepflegten kurzen Vollbart, dem grauen Schoßrock und den zerbeulten Beinkleidern, den Bädeler von Paris unterm Arm, auf den ersten Blick erkannte.

BEHRENS hat es seinen Studenten gewiß nicht leicht gemacht, aber ich glaube, sich selber auch nicht. Was er in den Grenzen, die seine geistige Beweglichkeit und seine Interessen ihm steckten, leistete (Leistungen, die auch für sein Bemühen an der Ludoviciana entscheidend waren), hat durchaus die Anerkennung der wissenschaftlichen Welt gefunden und ist ihrer wert, auch wenn er, der Romanist, kein gerade elegantes Französisch sprach und es, um der korrekten Aussprache willen, gleichsam als Illustration zu seiner Übung über französische Phonetik, bei zurückgestrichenem Schnurrbart mit man-

³⁾ Das Sekretariat der Justus Liebig-Universität in Gießen teilte mir unter dem 23. 3. 1964 folgendes mit: „Herr Albert Rausch aus Friedberg war an der Universität Gießen als Studierender der Neueren Philologie immatrikuliert, und zwar vom 27. IV. 1900 bis 22. IX. 1900, vom 1. V. 1901 bis 10. X. 1901, vom 9. V. 1902 bis 28. III. 1904 und wiederum vom 15. XI. 1904 bis zu seiner Streichung am 8. IV. 1933. Beurlaubt war er vom SS 1922 bis einschließlich WS 1932/33. Ferner studierte Herr Rausch im WS 1900/01 an der Universität Genf und im WS 1901/02 an der Universität Berlin. Nach seinen Angaben war er im SS 1904 in Paris mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt, ohne an der Universität Paris immatrikuliert gewesen zu sein.“

A. BOCK weiß zu berichten, daß RAUSCH-BENRATH, ehe ihn seine in hohen Auflagen erscheinenden historischen Romane wirtschaftlich unabhängig machten, von der Erledigung gelehrter und journalistischer Aufträge lebte: so ordnete er einst die Schloßbibliothek eines vornehmen schlesischen Herrn; im Ersten Weltkrieg war er Schriftleiter der *Gazette des Lorraine*.

cherlei Grimassen sprach, die seinen Studenten gelegentlich den Ernst zu nehmen drohten.

1891 kam BEHRENS aus Jena nach Gießen, wo er bis zum Ende seines Lebens gelehrt hat. Zu seinen älteren Arbeiten zählen die *Beiträge zur Geschichte der französischen Sprache in England* (1886) und *Französische Elemente im Englischen* (1891). Die *Grammatik des Altfranzösischen* des Jenenser Romanisten EDUARD SCHWAN, die er seit ihrer 3. Auflage 1897 mit großem Erfolg herausgab und in verschiedenen neuen Auflagen zu meiner Zeit mit einem Anhang über die Sprache der altfranzösischen Urkunden des Mittelalters bereicherte, ist ein Buch, das die Anerkennung der Fachgenossen fand, das ich in Paris auch in den Händen von Studenten gesehen habe, Schülern FERDINAND BRUNOTS, die ihm gleichfalls Gutes nachredeten. Mit ihm wie schon durch seine *Bibliographie des Patois Gallo-Romans* (1887, 2. Aufl. 1893) hatte BEHRENS sich eingereiht in die Schar der Erforscher der französischen Mundarten und ihres Werdens, deren Bearbeitung damals durch den großen *Atlas linguistique de la France* von J. GILLIÉRON und E. EDMONT (1903 ff.) mit neuen Gesichtspunkten sich zu entwickeln begann. Von 1891 bis 1930, also fast 40 Jahre lang, ist BEHRENS der alleinige Herausgeber der *Zeitschrift für französische Sprache und Literatur* gewesen, eines hochangesehenen, periodischen Organs, dessen Redaktion nach ihm von ERNST GAMILLSCHEG übernommen wurde. 1910 hat BEHRENS eine Reihe seiner wissenschaftlichen Aufsätze in einem starken Band unter dem Titel *Beiträge zur französischen Wortgeschichte und Grammatik* veröffentlicht, gewiß noch nicht mit der Problemstellung, die uns GAMILLSCHEG später in seiner *Romania Germanica* (3 Bde., 1934—1936) nahegebracht hat.

Daß er auf dem Gebiet der wissenschaftlichen Betrachtung des schönen Schrifttums nicht persönlich arbeitete, wurde bereits erwähnt. Aber wo waren damals deutsche Romanisten, die im Bereich der romanischen Sprachwissenschaft und der romanischen Literatur in gleicher Weise tätig und zu wirken berufen waren, wenn sich ihre Arbeit nicht gerade auf das Mittelalter bezog oder die französische Klassik des 17. Jahrhunderts? Und auch da haben sie wohl nicht immer auf eigenen Füßen gestanden, sondern sich vernünftigerweise in ihren Vorlesungen an jene gehalten, die diese Dinge mit Sachkenntnis und Hingabe erfolgreich bearbeitet hatten. Das ist kein Vorwurf bei der Größe der in Frage stehenden Gebiete.

Auch ich habe einmal bei BEHRENS eine schriftliche Arbeit eingereicht, eine selbständige Untersuchung. Ich pflegte mir zu solchen Zwecken die Themen nicht von den Professoren stellen zu lassen, sondern sie ihnen in aller Bescheidenheit von mir aus nahezu legen. Meist hatte ich dann die Arbeit schon fertig daheim in der Schublade liegen. Nun hatte ich in Paris eine Abhandlung geschrieben über JORIS-KARL HUYSMANS (1848—1907), dessen Romane mich nicht zuletzt vom volkskundlichen Standpunkt aus interessierten, so *Là-bas* (1891), der die schwarze Magie zum Gegenstand hat, oder *Les Foules de Lourdes* (1905), in dem ich die Religiosität der breiten katho-

lischen Massen geschildert fand. Aber ich hütete mich wohl, diese Untersuchung BEHRENS als Seminararbeit vorzuschlagen. Ich wäre da bei ihm bestimmt früher oder später auf Schwierigkeiten gestoßen; denn für die schwarze Magie und den volkstümlichen Katholizismus hätte er wahrscheinlich nur sein ironisches Lächeln aufzubringen vermocht. Ich hatte damals aber auch eine andere Arbeit liegen über *Die lateinisch-romanischen Elemente im Wortschatz der nassauischen Mundarten*. Die schlug ich ihm vor, und mit ihr hatte ich recht viel Glück bei ihm; denn das war ein Thema, das ihm zusagte. Es gibt nicht nur eine Pädagogik, eine „Knabenführung“, die der Professor seinen Studenten gegenüber praktizieren soll; manchmal geht's auch umgekehrt mit Erfolg: daß das Studentlein dem Professor den Weg weist zum erwünschten Ziele.

In meinen Jahren war in Gießen allerdings dafür gesorgt (ob daran nun BEHRENS selbst schuld war oder das Ministerium in Darmstadt dahinterstand), daß auch das moderne französische Schrifttum und die Literatur anderer romanischer Sprachen an die Studenten der Ludoviciana herangetragen wurde. Damals wirkte in Gießen als Extraordinarius Prof. WALTHER KÜCHLER (1877—1953), der 1908 eine anregende Studie über *Französische Romantik* veröffentlicht hatte und 1920 (also nach meiner Zeit) über ROMAIN ROLLAND und HENRI BARBUSSE, ein Jahr später auch über ERNEST RENAN nicht unbeachtet gebliebene Bücher schrieb, um von anderem hier nicht zu reden. KÜCHLER ging seinen Weg als Ordinarius über Wien nach Hamburg. Seine Vorlesungen haben mich persönlich ebenso angezogen und gefördert wie eine Dante-Interpretation, die ich bei ihm belegt hatte. Neben KÜCHLER aber stand ein ganz prächtiger Mann: der französische Lektor LUCIEN PAUL THOMAS, später Professor für vergleichende Literaturwissenschaft an der Brüsseler Universität, ein Gelehrter von jugendlichem Temperament, Witz und spritziger Rednergabe. Ich erinnere mich an eine Schrift aus seiner Feder (und meine auch, eine Vorlesung von ihm über Ähnliches, zum mindesten über die französischen Pretiösen, gehört zu haben), eine Schrift, die den Titel trug: *Étude sur Gongora et le Gongorisme considérés dans leurs rapports avec le Marinisme*, die 1911 erschienen ist. Ich habe eine Reihe höchst anregender Seminare bei THOMAS in bester Erinnerung. 1938 traf ich ihn durch Zufall auf dem Phonetikerkongreß in Gent in Belgien und hatte die Freude, daß er (der übrigens einer der wenigen ist, die BENRATH in seinem Pamphlet begeistert gelten läßt) sich seiner Gießener Zeit mit Genugtuung erinnerte und auch noch von manchem seiner ehemaligen Zuhörer wußte, so von ANTON BÜCHNER, seinem Schüler im Spanischen, den ich schon als Übersetzer aus BAROJA und UNAMUNO erwähnte und der damals (1911) dabei war, bei OTTO BEHAGHEL in Gießen eine Dissertation über die Dramentechnik ANZENGRUBERS zu schreiben.

IV.

Diese Arbeit zeigt, daß der Gießener Germanist, mein hochverehrter Lehrer OTTO BEHAGHEL (1854—1936), der in erster Linie als Sprachhistoriker seinen großen Namen erworben hat, auch der deutschen Literatur der neuen Zeit seine Aufmerksamkeit schenkte und entsprechende Themen von seinen Studenten bearbeiten ließ, wenn schon er über Literatur des 19. Jahrhunderts niemals gelesen hat und den Werken STEFAN GEORGES oder denen der alsbald viel Aufsehen erregenden Expressionisten vom Stile des jungen EDSCHMID seine Zustimmung wohl versagt hätte⁴⁾.

Da BEHAGHEL auch dem neueren deutschen Schrifttum seine Aufmerksamkeit schenkte, war die Ergänzung der Tätigkeit des Ordinarius durch einen Vertreter der modernen deutschen Literaturgeschichte in Gießen nicht so notwendig wie auf romanistischem Gebiet. Gewiß konnte man in Gießen auch Vorlesungen über moderne Literatur hören, etwa bei J. COLLIN (geb. 1864), der über GOETHE'S *Faust* geschrieben hatte, über HEBBEL las und 1910, also zu meiner Zeit, sein Buch *Henrik Ibsen. Sein Werk — seine Weltanschauung* veröffentlichte. COLLIN war ein Gießener Schulmann. Der der Gießener Theologischen Fakultät angehörige Professor SCHIAN las gelegentlich über „Das religiöse Element im modernen deutschen Roman“. Dennoch spielten diese Vorlesungen für die Studenten kaum eine Rolle, ebenso wie die altgermanistischen von Prof. KARL HELM. Der Student geht eben nur in Vorlesungen von Herren, von denen er später geprüft wird. Das war bei den Letztgenannten nicht der Fall. Die Gießener Ordinarien, auch BEHAGHEL und BEHRENS, gaben die Staatsprüfungen nicht aus der Hand.

Die Notwendigkeit, Vorlesungen großen Stils über neuere deutsche Literatur von einem berufenen Spezialisten in Gießen zu bieten, hat offenbar schließlich auch BEHAGHEL eingesehen, allerdings erst in Jahren, in denen ich die Stadt längst verlassen hatte. Seit 1923 las dort H. A. KORFF (1882—1963), der, aus Frankfurt kommend, schon 1925

⁴⁾ An Arbeiten aus dem literarischen Gebiet, die zu meiner Zeit bei BEHAGHEL in Gießen geschrieben wurden, habe ich noch folgende im Gedächtnis: H. BRÄUNINGS *Studien zu den Frankfurter Gelehrten Anzeigen vom Jahre 1772* (1911); P. HELLERMANNS *Mienenspiel und Gebärdensprache in Konrad Ferdinand Meyers Novellen* (1912); L. SCHUSTERS *Neuere Tristan-Dichtungen* (1912); E. FREDERIKS *Goethes Arbeitsweise* (1912); P. GROSCHWALDS *Das Bild des klassischen Altertums in Wielands Agathon* (1914); W. SCHALLAS *Die Begründung der Handlung bei Gottfried Keller* (1914) oder F. LEIBS *Erzählungseingänge in der deutschen Literatur* (1914). Das waren einem akademischen Seminar sehr wohl anstehende Untersuchungen.

Allerdings standen sprachgeschichtliche Themen bei BEHAGHEL im Vordergrund, Arbeiten wie H. SCHNEIDERS *Gebrauch des attributiven Beiworts in Schillers und Goethes Versdramen* (1911); K. MICHELS *Die mit -i- abgeleiteten denominativen Verba im Altgermanischen* (1912); F. ROEMHELDTS *Die deutschen Konjunktionen wande, denn und weil* (1912); A. SCHACHTS *Nicolais Bemühungen um die deutsche Sprache* (1913); C. BERNDTS *Die Verba reflexiva in den deutschen Mundarten* (1913); K. GLÖCKNERS *Mundarten der Rhön* (1913); R. NEUMANNs *Flurnamen des Busecker Tals* (1914); J. KRÖNINGS *Die beordnenden adversativen Konjunktionen des Neuhochochdeutschen* (1915) und manche andere.

als Ordinarius nach Leipzig weiterzog. Er hatte bereits 1917 sein zweibändiges Werk *Voltaire im literarischen Deutschland des 18. Jahrhunderts* veröffentlicht und war eben dabei, die Bände seiner Arbeit über den *Geist der Goethezeit* (Bd. 1, 1923) herauszubringen.

Keiner der Gießener Dozenten, deren Vorlesungen ich hörte, hat auf mich den fesselnden Eindruck gemacht, der von OTTO BEHAGHEL für mich ausging. Als ich nach Gießen kam, war er ein Mann Ende der 50er Jahre mit ergrauendem, aber bald sich schlohweiß färbendem Schopf und Knebelbart (denn noch war die Mode der glattrasierten Männergesichter nicht allgemein), ein Mann mit strahlendem Auge, dessen sieghafter Blick die Klugheit verriet, die in dem Kopfe stecken mußte. Er war mittelgroß, gedrungen, aber keineswegs beleibt, dabei beweglichen Körpers, ein Mann, dem man schon an seiner Haltung den gedienten Soldaten ansah. Lebenslang hat er seinem Körper durch regelmäßige anstrengende Wanderungen das gegeben, was ihm zum Heile diente. In seiner Kleidung war er mehr als anspruchslos. Die Studenten stritten darüber, ob er für den Winter überhaupt einen Mantel besitze. (Nun, ich weiß heute, daß es so war; denn als er, 20 Jahre später, in Bonn einmal einen Vortrag hielt, trug er, als ich ihn am Bahnhof abholte, wirklich einen Mantel, und der mochte immerhin seine 20 Jahre alt gewesen sein.)

Im Winter sah man BEHAGHEL in Gießen selbst bei der grimmigsten Kälte von seinem Haus in der Hofmannstraße, das nun eine Gedenktafel für ihn trägt, stets eiligen Schrittes die Frankfurter Straße herunterkommen, ein paar Bücher unter dem Arm (denn eine kostbare Ledermappe, wie wir junge Dächse sie benutzten, kannte er nicht), die Hände in dicken braunen Krimmerhandschuhen. Wenn er samstags morgens von elf bis eins sein großes Seminar hielt, erschien er oft schon im Wanderanzug mit kurzen Hosen, in dem er am frühen Nachmittag mit rüstigen Kollegen große Fußwanderungen antrat, die mit solchem Nachdruck erfolgten, daß der kleinen, von ihm geführten Gruppe professoraler Wanderer von den Kollegen der Name „der Rennklub“ beigelegt wurde, während andere mit lässigerer Energie wandernde Gießener Professoren sich für ihre Organisation den Namen „die Blindschleiche“ zugezogen hatten. DIETRICH BEHRENS war hier einzuordnen. (Aber ich habe BEHRENS auch gelegentlich mit fliegenden Rockschoßen auf dem Fahrrad im Walde in der Nähe des Schiffenbergs die steile Landstraße hinunterfahren sehen. Auch er suchte also Erholung in der Natur.)

Im grauen Schoßbrock, den viele Professoren damals trugen, habe ich OTTO BEHAGHEL nie gesehen; er hätte auch nicht zu ihm gepaßt. Der bewegliche Mann trug stets ein kurzes graues Jackett. Élégants hat es in Gießen unter den Professoren zu meiner Zeit nur in einem Exemplar gegeben, von dem noch zu reden sein wird.

Rei den Rasten des „Rennklubs“ wie der „Blindschleiche“ ging es — wie ich später erfahren habe —, wenn nicht gerade ein besonderes Ereignis zu feiern war, direkt spartanisch zu: man aß Handkäse und trank sein Bier dazu. So einfach und bescheiden lebten, auch was

Essen und Trinken anging, landesüblicher Sitte ergeben, die hochgelehrten Herren Geheimräte der Ludoviciana um 1910.

BEHAGHEL war eine gesellige Natur. Er hat immer wieder dazu beigetragen, die Kollegen aller Fakultäten zusammenzuführen. Er war unter den Gründern des sog. „Sonderbundes“, in dem sich in bestimmten Zeitabständen alle interessierten Kollegen zu Vorträgen über die verschiedensten Wissensgebiete zusammenfanden, die von Gliedern der Ludoviciana, aber auch von berühmten Gästen von auswärts gehalten wurden.

In BEHAGHEL'S Haus war geselliges Leben an der Tagesordnung. Auch Kostümfeste wurden dort veranstaltet. Auf einem solchen erschien BEHAGHEL als 60jähriger in rotblonder Perücke, in die ein breiter Goldreif gedrückt war. Man mußte raten, was jeder darstelle. Dabei hielt sich BEHAGHEL selbst zunächst zurück. Als dann endlich die Reihe an ihn kam, sagte er mit seinem strahlenden Blick auf die ihn neugierig Umringenden: „Ich bin der immer noch unbekannte Dichter des Nibelungenlieds!“ Den hatte nämlich kurz vorher wieder einmal einer (ich weiß nicht mehr, wer es war) entdeckt, und BEHAGHEL hatte ihm heimgeleuchtet.

Der vielseitige OTTO BEHAGHEL war mit Begeisterung der Musik ergeben; er hatte das absolute Gehör. In seiner Wohnung leitete er ein Quartett, zu dem er auch Studenten mit Stimmbegabung gern einlud. Ich selbst verfügte in jungen Jahren über keine schlechte Stimme und galt dabei als sangesfroh. Unter meinen Kameraden in Nassau und Ems führte ich zeitweise den Namen „der Sänger“. Aber vor BEHAGHEL habe ich diese Fähigkeit stets geheimgehalten. Ich war in jungen Jahren, wie ich schon sagte, ein Einzelgänger und pflegte mich überdies — ohne etwa schüchtern oder gar ein Duckmäuser zu sein — in respektvollem Abstand von meinen Professoren zu bewegen, gerade von den besonders hochgeschätzten. „Gehe nicht zu deinem Fürst, wenn du nicht gerufen wirst!“ war mein Grundsatz.

OTTO BEHAGHEL'S Freude am Musischen zeigt auch die Tatsache, daß er gelegentlich in dem akademischen Chor, der in Gießen bestand, selbst mitsang. Noch sehe ich ihn im Frack und der von ihm selten getragenen Brille hoch auf der Bühne des Stadttheaters stehen mit dem Notenblatt in der Hand, als er bei einer Aufführung der IX. Symphonie mitwirkte. Es hat wohl nicht viele Germanisten zu meiner Zeit und auch späterhin gegeben, die ihre Begeisterung für die Musik so weit getrieben hätten.

Im Rahmen der allgemeinen Aufgaben der Universität war OTTO BEHAGHEL stets eifrig und erfolgreich wirksam. Man konnte ihn hier mit bestem Gewissen an repräsentierende Stellen rücken, da ihm die Gabe der Rede in hohem Maße zur Verfügung stand, auch die: einer großen Zahl auftretender Gratulanten wohl ausgewogene, treffende, kluge und witzige, gewiß aber niemals pathetische Antworten zu erteilen. (Pathos lag ihm überhaupt nicht.) Der Höhepunkt seines die Ludoviciana vertretenden Tuns stellte die 300-Jahr-Feier der Universität im Jahre 1907 dar, in dem BEHAGHEL in einem glorreichen Rektoratsjahr sie vor der großen deutschen Öffentlichkeit vertrat.

Auch der allbeliebte Großherzog Ernst Ludwig von Hessen und bei Rhein war damals zur Jubelfeier seiner Landesuniversität erschienen, und auch ihm gegenüber wußte BEHAGHEL sicher, gewinnend und mit Würde aufzutreten, wie mir oft berichtet worden ist.

BEHAGHEL war 1888 als Ordinarius nach Gießen berufen worden, und er hat hier bis zu seiner Emeritierung, nach der 1926 ALFRED GOETZE (1876—1946) sein Nachfolger wurde, gewirkt und auch als Emeritus noch stets eine Vorlesung gehalten. Er hatte sich um 1880 bei KARL BARTSCH (1832—1888) in Heidelberg habilitiert und war dort bald Extraordinarius geworden. 1883 ging er auf 5 Jahre als Ordinarius nach Basel. Zu meiner Zeit hat man sich in Gießener studentischen Kreisen oft gefragt, warum ein Mann wie BEHAGHEL nicht an eine größere Universität, als es Gießen damals war, berufen worden sei. Nun, er hatte einmal einen Ruf an eine süddeutsche Universität, nach Freiburg i. Br. nämlich; aber er zog es vor, in Gießen zu bleiben, wo er ein Haus gebaut hatte und sich mit Stadt und Landschaft innig verbunden fühlte, obwohl er aus dem Badischen stammte (er war 1854 in Karlsruhe geboren), was man ihm an der Sprache gelegentlich anmerken konnte. Daß ihn in jenen Jahren aus Norddeutschland kein Ruf erreichte, darf nicht wundernehmen. Die norddeutschen und die süddeutschen Germanisten (im Süden besonders die Schüler BARTSCHS, im Norden eine streitbare Gruppe, deren Häupter der nicht ganz sanfte EDWARD SCHRÖDER in Göttingen und GUSTAV ROETHE in Berlin waren, die das Ohr des allmächtigen Ministerialdirektors Althoff hatten) lagen damals in hoffnungsloser Feindschaft, so daß die Berufung eines Bartsch-Schülers auf einen Lehrstuhl in Preußen nicht möglich war.

Wer an BEHAGHELs Übungen und Seminaren teilnahm, empfand, wenn er das Gespür dafür hatte, bald die feine und geschickte Art seiner Fragestellung, die die hohe Kunst der Mäeutik, der Entbindungskunst auf geistigem Gebiet, in hervorragender Weise übte, also die Fähigkeit, aus dem Studenten durch geschickte Fragen etwas herauszuholen, wenn er der zunächst gestellten ratlos gegenübergestanden hatte. Durch ein paar Hilfsfragen brachte ihn BEHAGHEL, es sei denn, daß ein ganz hoffnungsloser Fall vorlag, auf den rechten Weg. Er verlangte von ihm also nicht abfragbares Wissen (das gewiß auch seine Vorzüge hat), sondern leitete ihn an, denkend und urteilend die Wirklichkeit zu bewältigen. Gern pflegte er zu sagen: „Man muß etwas merken, meine Herren! Die Observation ist die Seele der Philologie!“ Nicht nur altdeutschen Texten gegenüber pflegte er diese Forderung an uns zu stellen.

Als Gelehrter war OTTO BEHAGHEL schließlich einer der „großen alten Männer“, die aus dem Zeitalter der einstigen „Junggrammatiker“ in Deutschland übriggeblieben waren, d. h. jener Philologengeneration, die seit den 1870er Jahren unter Führung des Leipziger Slawisten AUGUST LESKIEN (1840—1916) die Lehre von der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze, die nach LESKIENS Auffassung wie Naturgesetze wirkten, aufgestellt hatte und die auf die Entwicklung der Sprachforschung bis gegen 1900 in Deutschland von großem Ein-

fluß blieben, besonders durch H. PAULS (1846—1921), des Münchner Germanisten, *Prinzipien der Sprachgeschichte* (1880, 5. Aufl. 1920).

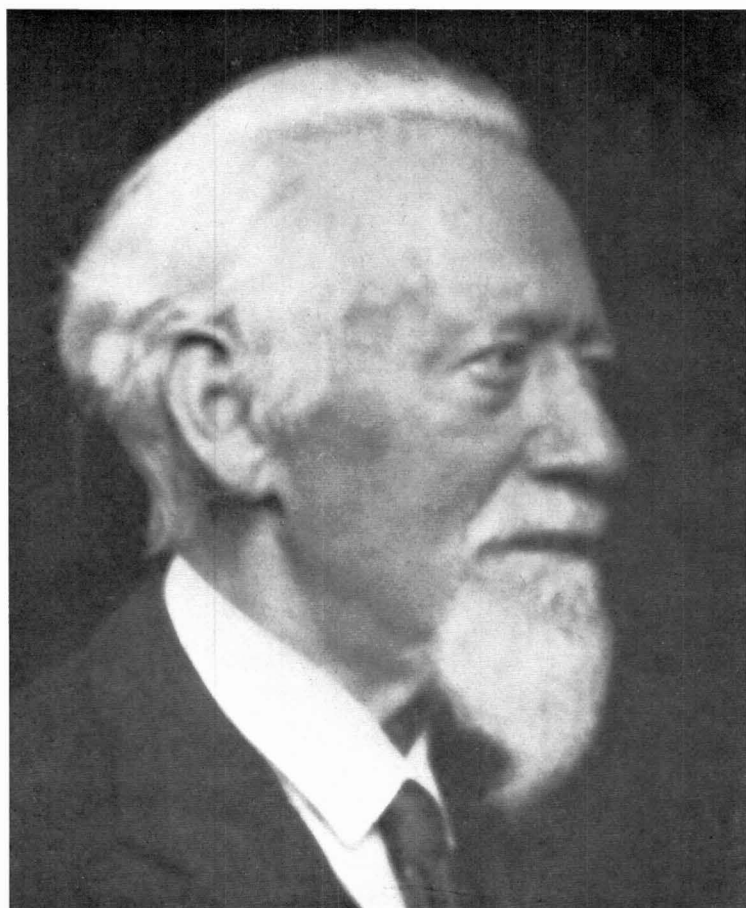
Gewiß hatte BEHAGHEL zu den alten Lehren dieser Schule im Laufe der Jahrzehnte gar manches hinzugelernt und sich erarbeitet. Ja, gerade er war einer von jenen, die die deutsche historische Grammatik aus der Starrheit und Umklammerung des junggrammatischen Dogmas hinführten zu den später, nicht zuletzt am WENKERSCHEN „Deutschen Sprachatlas“ gewonnenen Einsichten.

Als junger Student hatte OTTO BEHAGHEL im Kolleg bei BARTSCH in Heidelberg gehört, daß J. GRIMMS *Deutsche Grammatik* insofern unvollständig sei, als ihr eine vollständige Syntax fehle. Da beschloß er in jugendlichem Eifer und Idealismus, diesem Mangel alsbald abzuhelpen und selbst die fehlende *Deutsche Syntax* zu schreiben. Deshalb waren seine anfänglichen Arbeiten (neben der Herausgabe altdeutscher Texte wie der HELIAND-Ausgabe und der Ausgabe der *Eneide* des HEINRICH VON VELDEKE von 1882) nicht zuletzt der deutschen Syntax gewidmet. In jene Jahre fällt u. a. die Veröffentlichung seiner *Heliandsyntax* und seiner berühmten und methodisch richtungsweisenden Untersuchung über die Zeitfolge im abhängigen Nebensatz im Deutschen. Von 1880—1930, also durch ein halbes Jahrhundert, hat BEHAGHEL für den germanistischen Teil des hochangesehenen *Literaturblatts für germanische und romanische Philologie* die Schriftleitung in Händen gehabt.

Die große *Deutsche Syntax*, die er sich in jungen Jahren erträumt hatte, konnte ihm damals natürlich nicht gelingen. Dazu war der Stoff zu weitläufig und noch nicht gesammelt, die Deutungsmöglichkeiten noch nicht genügend entwickelt. So hat er ein ganzes Leben lang an diesem Werk gearbeitet, auch noch in den begnadeten Jahren nach seiner Emeritierung. Der erste Band der *Deutschen Syntax, eine geschichtliche Darstellung*, der dem Nomen und Pronomen gewidmet ist, erschien dann 1923, der vierte und letzte 1932, zwei Jahre vor BEHAGHELs 80. Geburtstag, so daß er in seinem gesegneten wissenschaftlichen Leben doch noch und in ungebrochener Kraft seinen Jugendtraum Wirklichkeit werden sehen konnte.

BEHAGHEL hat so ein Werk geschaffen, das eine ragende Säule darstellt in der Geschichte der deutschen Philologie, das Werk eines Positivisten, keines von vorgefaßten Meinungen her deutenden Gelehrten, sondern die Schöpfung eines Philologen, der mit scharfem Auge beobachtet, ein gewaltiges Material zusammenträgt und dann mit der ihm eigenen Gabe überzeugend aufzugliedern, also es zu ordnen und so zum Reden zu bringen, versucht, ihm die Kenntnis allgemeiner Gesetze syntaktischen Sprachgeschehens zu entlocken.

Nicht nur hier, sondern auch in seinem andern Hauptwerk, der *Geschichte der deutschen Sprache*, die 1891 zuerst als Beitrag zu H. PAULS *Grundriß der germanischen Philologie* erschien und die in 5 Auflagen bis zum Jahre 1928 zu einem Standardwerk der germanistischen Wissenschaft herangewachsen ist. Im Vorwort dieser 5. Auflage hat O. BEHAGHEL, mit ihnen abrechnend, Stellung bezogen gegen die damals von jüngeren Kräften vertretene Auffassung, daß



Otto Behaghel

an seinem 80. Geburtstag am 3. Mai 1934

Sprachgeschichte Bildungs- oder Geistesgeschichte sei, und aufgewiesen, wo diese These Geltung besitze (also im Wortschatz etwa), daß es im allgemeinen aber andere Kräfte seien, die das Sprachgeschehen im wesentlichen vorantreiben, Kräfte, die man bei den verschiedensten Völkern und auf den verschiedensten Kulturstufen am Werke sieht und die mit Bildungsgeschichte nichts oder nur wenig und indirekt zu tun haben.

BEHAGHELS *Geschichte der deutschen Sprache*, die in meinen Gießener Jahren zu ihrer letzten Gestalt immer deutlicher heranreifte, war zunächst nur eine historische Laut- und Formenlehre. Ihr Verfasser hat erst in späteren Auflagen in einer auf allgemeinere Dinge gehenden Einleitung allgemein-sprachgeschichtliche Gesichtspunkte herausgestellt, eben jene, die ich, von BEHAGHEL angeregt, in meiner *Geschichte der deutschen Sprache* (7. Aufl. 1961) habe Geltung gewinnen lassen. Als mir der kluge KARL GLÖCKNER aus Gießen, der einst mit mir in BEHAGHELS großem Seminar saß, nachdem er meine deutsche *Sprachgeschichte* gelesen hatte, schrieb: Ich sei der Testamentsvollstrecker BEHAGHELS geworden, da ich das verwirklicht habe, was ihm in der erwähnten Einleitung vorgeschwebt hätte, bin ich sehr stolz gewesen; das Verdienst meines Buches aber habe ich stets mit BEHAGHEL teilen zu müssen geglaubt.

Historische Grammatiken, Laut- und Formenlehren also in Sonderheit, gab es gewiß schon vor BEHAGHEL. Die große Bedeutung seiner Sprachgeschichte beruht darin, daß er, stets von dem Problem „Schriftsprache und Mundart in ihrem wechselseitigen Verhältnis“ besonders angezogen, die Entwicklung in den deutschen Mundarten auf breiter Basis heranzog und so dem neuen Geist Rechnung trug, der durch die Gründung des „Sprachatlasses des Deutschen Reiches“ von G. WENKER (1876) deutlich zum Ausdruck gekommen war. Allerdings war der WENKERSche Sprachatlas in erster Linie auf rein lautliche Fragen eingestellt; BEHAGHEL aber wünschte auch die historische Formenlehre der deutschen Mundarten in seiner Sprachgeschichte darzustellen, und so hat er eine stattliche Reihe von Doktorarbeiten angeregt, die Problemen der Formenlehre (aber auch der Wortbildung und Syntax) im mundartlichen Bereich mit Erfolg nachgegangen und so für seine *Geschichte der deutschen Sprache* (und seine *Deutsche Syntax*) fruchtbar geworden sind.

Ich selbst bin von BEHAGHEL, gewiß auch von F. WREDE in Marburg, zu dessen von WENKER begründetem „Sprachatlas“ ich von Gießen oft nach Marburg hinüberfuhr, zur Arbeit auf mundartlichem Gebiet angeleitet worden. Ich habe schließlich bei ihm eine Dissertation geschrieben über die Mundarten im weiteren Bereich des Gebiets an der unteren Lahn, von der allerdings in der Not der Zeit des Ersten Weltkrieges nur ein Teil veröffentlicht wurde, und zwar der sich mit einer FRINGSSchen Arbeit kritisch auseinandersetzen über die eigenartigen Betonungsverhältnisse der sog. „rheinischen Schärfung“ in einer Mundart des westlichen Westerwaldes.

Die mir von BEHAGHEL nahegebrachten Probleme haben, besonders als seit den Jahren um 1920 TH. FRINGS in Bonn anfang, sich

mit den rheinischen Mundarten in ihren größeren Zusammenhängen zu beschäftigen, weiter in mir gewirkt und schließlich zu meinem Buch *Deutsche Mundartforschung* (1934, 2. Aufl. 1950) geführt, das die Prinzipien und Methoden dieser neuen, seit WENKER entstandenen Wissenschaft darzustellen versuchte, was mir damals deshalb nützlich erschien, weil diese Dinge nur im Umkreis des WENKERschen, damals von WREDE geleiteten Instituts in Marburg wirklich zu erlernen und in ihren weiteren Zusammenhängen zu begreifen waren. BEHAGHEL hat dieses Buch 1934 freudig begrüßt; auch WREDE, dem es gewidmet ist, hat es kurz vor seinem Tod zustimmend noch in Händen gehalten.

Soll ich hier von den Problemen sprechen, die in BEHAGHELs Seminar über Fragen der Mundartforschung erörtert wurden, von Gesprächen, die alle in meinem eben genannten Buch nachgewirkt haben? Über die Ursachen der Herausbildung mehr oder weniger geschlossener Mundartgebiete etwa? Zunächst hatte man angenommen, daß alte Stammesgrenzen sich mit den modernen Mundartgrenzen deckten. Um 1900 aber war man längst zu der Einsicht gelangt, daß davon nur in Ausnahmefällen die Rede sein könne, daß es vielmehr der Verkehr sei, der, wo Menschen in verhältnismäßig geschlossenen Gruppen miteinander leben, zur relativen Einheit ihrer Sprache führt. Man hatte also mit Recht in einem sozialpsychologischen Zusammenhang die Entstehung der Mundartgrenzen erfassen zu können geglaubt, womit gewiß nichts gesagt war über die Wirksamkeit, den Ursprung des Lautgesetzes, also etwa der mittelhochdeutschen Diphthongierung, des Wandels von altem *mīn nīuwes hūs* zu heutigem *mein neues Haus*. Die Entstehungsursachen der Lautgesetze, über die man auch in unseren Tagen immer noch im Unklaren ist, ließ diese Betrachtung auf sich beruhen; sie kümmerte sich in erster Linie um die Verbreitungsursachen gewisser Laut- und anderer Spracherscheinungen über den deutschen Raum hin. Um 1900 hieß es also: der Verkehr sei an allem schuld. Aber das ist uns Studenten nicht nur in Gießen und wohl auch manchen Professoren damals nicht völlig verständlich gewesen. Denn was heißt Verkehr? Ich habe später einmal betont, daß das Wort hier nicht im Sinne von englisch *circulation*, nicht von englisch *traffic* gebraucht wird, sondern daß allein der Sinngehalt von englisch *intercourse* zur Deutung der in Frage stehenden mundartlichen Erscheinungen treffend angewandt werden kann, womit gewiß nicht gesagt ist, daß *traffic* und *circulation* nicht mit *intercourse* verbunden sein können.

Die Anregung, über all diese Dinge nachzudenken, sie am lebenden Objekt, d. h. an den Menschen der Heimat und dann auch in andern deutschen und fremden Sprachgebieten, wie auch den Verlauf der Sprachgrenzen zu studieren, verdanke ich nicht zuletzt OTTO BEHAGHEL, wieviel Förderung ich auch von anderer Seite, von WREDE und FRINGS, erfahren habe, die das Bild der Spracheinheiten und des Ablaufs des großen Sprachgeschehens im deutschen Volk in seiner Dynamik mir weiter verständlich machen sollten, so wie ich

bemüht war, es in meiner *Geschichte der deutschen Sprache* darzustellen.

Die enge wissenschaftliche Verbindung, in der ich zu den genannten drei Männern damals stand, mag die Tatsache zeigen, daß BEHAGHEL mich 1923 habilitieren wollte, daß FRINGS mich, nachdem ich mich 1924 in Darmstadt habilitiert hatte, 1927 zu seinem Nachfolger im Bonner Institut für geschichtliche Landeskunde berief und daß mir auf WREDES Vorschlag hin 1932 die Leitung des „Deutschen Sprachatlasses“ in Marburg vom preußischen Kultusminister angeboten wurde.

BEHAGHEL hat mich einmal in seinem Seminar nach allen Regeln der Kunst „abgesägt“. Das war auf namenkundlichem Gebiet. Ich hatte ihm unaufgefordert von mir aus eine Arbeit über den Namen meiner Vaterstadt Bad Ems eingereicht, der zuerst um 200 n. Chr. auf einer lateinischen Inschrift als *Avio monte* begegnet. Was ich zur Deutung dieser Namensform damals in meinem 6. Semester vorbringen konnte, hat BEHAGHEL nicht überzeugt, und er hat mir das mit der ganzen liebenswürdigen Deutlichkeit in seinem großen Seminar zu verstehen gegeben, deren er in solchen Fällen fähig war.

Ich bin an jenem Samstag, an dem BEHAGHEL vormittags meine kleine Arbeit in aller Form verrissen hatte, schweren Herzens am Nachmittag zum Gleiberg hinausgepilgert und wurde auf dem Weg dorthin den Gedanken nicht los, daß aus mir doch wohl niemals ein rechter Philologe werden könne. Erst als ich, ein junger Dachs von 22 Jahren, mir droben auf dem Gleiberg gegen vier Uhr nachmittags unter den erstaunten Blicken der Kaffeetrinker an den Nebentischen eine Flasche 1911er Moselwein, die auf der Karte stand, bestellt hatte, hellte sich meine Stimmung auf (was weiß man heute noch, wie der Elfer geschmeckt hat und wie der den Zecher erheben konnte!). Es war nicht die erste, die ich getrunken, wohl aber die erste, die ich allein bezahlt habe. Als ich nach einer kleinen nachdenklichen Stunde noch eine halbe Flasche daraufgesetzt, hatte ich mein inneres Gleichgewicht wiedergefunden. Bald schritt ich, vor mich hinsummend, den Gleiberg hinunter, fest entschlossen — und wenn die Welt voll Teufel wär'! —, ein urteilsfähiger Germanist zu werden, ohne deshalb OTTO BEHAGHEL gram zu sein, dessen Argumente gegen mein Elaborat ich ja schließlich nicht zu entkräften vermochte. Damals tauchte in der Ferne in meiner Seele zuerst der Plan auf — nun erst recht! —, jene große *Deutsche Namenkunde* zu schreiben, die dann vierzig Jahre später (1952—1956) tatsächlich in fünf Bänden erschienen ist. Gut Ding will Weile haben, und ich hatte ja auch noch anderes im Leben zu tun, als mich auf dem weiten, mit Dornen und Disteln bedeckten Feld der Namen herumzutreiben.

V.

Der dritte meiner Gießener akademischen Lehrer, dem ich mich zeitlebens zu großem Dank verpflichtet fühlte, war der Anglist

WILHELM HORN (1876—1952), der, in jungen Jahren als Nachfolger von WILHELM WETZ (1858—1910) in Gießen Ordinarius geworden, über Breslau seinen Weg nach Berlin genommen hat, also wie andere meiner Gießener Lehrer mitten in dem großen Berufungszug der Fachgenossen stand. Er war ein kluger, stiller Mann, auch er ohne Pathos. Humor besaß er allem Anschein nach nicht; wiewohl ich ihn oft freundlich lächeln sah, habe ich ihn niemals lachen sehen. HORN stand hier im Gegensatz zu BEHRENS und BEHAGHEL; BEHRENS lachte gelegentlich mit mehr oder weniger wohlwollender Ironie und ihm angebracht erscheinender Zurückhaltung; BEHAGHEL aber ließ der Heiterkeit, wo sich in seinen Verhandlungen mit uns eine passende Gelegenheit bot, ein paar Augenblicke gern freien Lauf; wenn es sich aber lohnte, stimmte er in unser schallendes Gelächter selbst herzlich mit ein. Er wußte, daß zum Lernen auch Fröhlichkeit gehört, daß sie erfrischt und zu neuen Taten anregt.

Es war nicht leicht, mit HORN persönlich warm zu werden, doch wo es um wissenschaftliche Fragen seines Faches ging, war er stets zu Aussprache, Rat und Hilfe bereit. Er war ein hervorragender Gelehrter, nicht zuletzt aber ein mustergültiger Didaktiker. Nie habe ich besser vorbereitete akademische Vorlesungen gehört als bei ihm, dem, von Hause aus Schulmann, die Fähigkeit zu lehren in hohem Maße gegeben war. Wie er seinen grammatischen Stoff mit der Kreide in der Hand vor seinen Zuhörern ausbreitete, wie er daraus vor ihnen seine Schlüsse zog oder öfter noch: sie die Zuhörer selbst ziehen ließ, wie er Zusammenhängendes im Rückblick zusammenrückte, wie er, vorausschauend, seinen künftigen Betrachtungen Zielsetzungen gab, wie er hierdurch seine Zuhörer in Spannung zu bringen wußte, das muß man erlebt haben; auch wie er bei der grammatischen Betrachtung das Prinzipielle seiner Deutungsversuche hervorzukehren wußte, das er später in manchen seiner Schriften gesondert darstellte, etwa in seinem Buch *Sprachkörper und Sprachfunktion* (1921). Unvergessen bleibt mir HORNS Vorlesung über historische englische Syntax, die die genannten Vorzüge alle in höchstem Maße erkennen ließ.

HORN hat auch die literarischen Dinge mit Geschick gepflegt, ob schon das 19. Jahrhundert auch bei ihm, ich will nicht sagen: zu kurz kam, aber doch nicht im Vordergrund stand. Wie er von den Anfängen des englischen Schrifttums, über den *Beowulf* und die ihn umlagernden Probleme mit weitem Ausblick sprach, wie er uns CHAUCER auf der Höhe des europäischen Mittelalters nahezubringen wußte, das alles ist mir unvergeßlich, mir und manchem anderen, der das Organ dafür hatte. Von besonderem Reiz war seine Shakespeare-Vorlesung. Nicht als ob er hier und anderswo mit begeisterndem Schwung neue und umstürzende Ansichten vertreten hätte; aber die Liebe, mit der er den Stoff umging, mit der er die wissenschaftlichen Bestrebungen und Probleme, die an SHAKESPEARES Werk und Person gebunden waren, aufwies, war packend und schön. Keine großen Worte und Gesten, gar kein Pathos, stilles Versenken, kritische Betrachtung mit scharfem Verstand — das ist HORNS Stärke gewesen.

Ich habe bei ihm über den englischen Roman gearbeitet in den Jahren, da W. DIBELIUS seine *Englische Romankunst* (2 Bde., 1910) veröffentlicht hatte und HORN von hier aus Gewinn für seine Zuhörer, auch für die Erschließung neuer Wege in das genannte Gebiet erstrebte. Mich hat er damals (was zwar nicht schwer war) für HENRY FIELDING (1707—1754) erwärmt, und ich habe ihm als Seminararbeit eine Monographie geliefert über FIELDINGS *Tom Jones, the history of a foundling*, die mein Interesse für den englischen Roman auf Jahrzehnte hin geweckt hat.

HORN war auch an allerneuesten Bestrebungen im geistigen Leben Englands und der weiten englischsprechenden Welt interessiert oder für sie zu erwärmen. Während meines Aufenthalts in Oxford und London beschäftigte ich mich 1910 viel mit den Romanen GEORGE MEREDITHS (1828—1909), dazu mit dem *Irish Literary Revival*, vor allem mit WILLIAM BUTLER YEATS (1865—1939). Ich habe, von HORN ermuntert, darüber auch in der *Frankfurter* und der *Kölnischen Zeitung* geschrieben und mich besonders deshalb für die irischen Dinge erwärmt, weil sie mit Volkskundlichem eng zusammenhängen, für das mir in Gießen ebenfalls starke Anregungen geworden waren, so daß also, auf lange Sicht gesehen, die Wurzeln meiner *Deutschen Volkskunde* (1937, 3. Aufl. 1960) gleichfalls hier in Gießen stecken, wieder zunächst in der nie müden Kraft, wissenschaftliches Nachdenken und Arbeiten anzuregen, die von OTTO BEHAGHEL ausgegangen ist.

VI.

BEHAGHEL, der langjährige Vorsitzende des „Oberhessischen Geschichtsvereins“, dessen letzter kürzlich verstorbener, von mir hochverehrter Präsident Dr. KARL GLÖCKNER war, hat in den 1890er Jahren in diesem Verein eine „Sektion für hessische Volkskunde“ gegründet. Sie sollte bald zu einer stattlichen selbständigen Organisation erblühen und hat durch hervorragende Publikationen weithin, auch über Deutschlands Grenzen hinaus, verdiente Beachtung gefunden. Ihr Organ hieß ursprünglich *Blätter für hessische Volkskunde*; aber bald wurde dieser Titel geändert und das Arbeitsfeld der Zeitschrift erweitert. Nun hieß sie *Hessische Blätter für Volkskunde*. Sie blüht bis auf den heutigen Tag; in mehr als 65 Jahren hat sie sich einen hervorragenden Namen erworben. Ich kannte sie schon als Pennäler aus der Familie meiner Mutter, die aus Oberhessen stammte und dem heimischen Volkstum stets besonderes Interesse entgegengebracht hat.

Die *Hessischen Blätter* sind der Ort gewesen, wo die großen Auseinandersetzungen über Prinzipien, Methoden und Ziele einer deutschen Volkskunde, die um die Jahrhundertwende aufgekommen waren, ein wichtiges Kampffeld fanden. Hier hatte der Gießener Altphilologe A. DIETERICH (1866—1908), ein Schüler USENERS, hier hatte E. HOFFMANN-KRAYER (1864—1936), ein Schüler BEHAGHELs aus dessen Basler Zeit, hier hatten A. STRACK, ein hochverdienter

Gießener Schulmann, und andere zu Beginn der neuen Begeisterung für eine volkscundliche Wissenschaft die Klingen gekreuzt. Hier hatte später BEHAGHEL'S Schüler A. SPAMER (1883—1953), lange ehe er Ordinarius in Berlin wurde, die am tiefsten schürfende Kritik an HANS NAUMANN'S in vielem abwegigen *Grundzügen der deutschen Volkskunde* (1922) erscheinen lassen. In meiner *Deutschen Volkskunde* habe ich 1937 versucht, die in verschiedenen Jahrzehnten vorgebrachten Auffassungen der deutschen Volkskunde, von denen jede eine bedeutsame Seite dieser Wissenschaft beleuchtete, in ihrer Entwicklung zu schildern und dabei, auf den uns von BEHAGHEL nahegebrachten W. H. RIEHL (1823—1897) zurückgreifend, das Hauptgewicht nicht auf das Volksgut (also auf Mundart, Volkslied, Märchen, Hausbau, Tracht usw. als solche) gelegt, sondern auf die Kenntnis des Volksmenschen und seiner geistigen Welt, der an seinem kulturellen Gut erkannt werden kann. Deshalb definierte ich Volkskunde als die „Wissenschaft vom Sein und Werden des volkhaften Weltbildes und der volkhaften Wesensart des deutschen Menschen und seiner organisch gewachsenen räumlichen Gruppen“, indem ich diese Wissenschaft mit Nachdruck von der Volkskunde auf rassistischer Grundlage trennte, die man in der NS-Zeit in höchst unwissenschaftlicher Haltung zu begründen gedachte, und sie einreichte in den Kreis der soziologischen Wissenschaften, in Sonderheit in die Sozialpsychologie⁵⁾.

In meinen volkscundlichen Bestrebungen habe ich durch OTTO BEHAGHEL und durch den Germanisten KARL HELM (1871—1960), den langjährigen Herausgeber der *Hessischen Blätter*, sowie die Bibliothekare HUGO HEPDING (1878—1959), GEORG KOCH (1872 bis 1957) und ROBERT ARNOLD FRITZSCHE (1868—1939), nicht nur durch ihre Aufsätze in den *Hessischen Blättern*, sondern auch in persönlicher Rücksprache, in meinen Gießener Jahren stets Förderung gefunden. Die Verwurzelung meiner volkscundlichen Studien im Hessenland merkt man meiner *Volkskunde* gewiß an, und man sollte das auch; denn durch sie wollte ich meine Dankbarkeit gegen ein Land ausdrücken, das mich in jungen Jahren geistig auf das nachhaltigste gefördert hat, nicht zuletzt hier in Gießen, und zu dessen geistigen Bestrebungen ich immer Föhlung behalten habe. —

Ich habe hier nur von denjenigen Gießener Gelehrten gesprochen, mit denen mich mein Fachstudium in besonderer Weise verband. Aber ich habe aus den Jahren 1909 bis 1914 neben ihnen auch andere Gießener Professoren in bester und dankbarer Erinnerung. Ich denke an den Kunsthistoriker CHRISTIAN RAUCH, an die Philosophen SIEBECK, bei dem ich meine Philosophische Staatsarbeit über „Die Kausalität bei Hume“ geschrieben habe, und AUGUST MESSER, dessen erkenntnistheoretische Übung einen nachhaltigen Eindruck auf mich gemacht hat, auch an den Historiker JOHANNES HALLER, einen Balten, an die Altphilologen OTTO IMMISCH und ALFRED KÖRTE, den

⁵⁾ 1960 erschien — kaum verändert — die 3. Auflage meiner *Deutschen Volkskunde*. Man beachte nun auch meinen Aufsatz *Volkskunde und Soziologie* in der Festschrift für W. JUNGANDREAS (Trier 1965).

Theologen GUNKEL, bei denen allen ich einmal vorübergehend ein Semester lang gehört oder einzelne Vorlesungen besucht und Förderung gefunden habe. Nicht zuletzt sei hier auch an MAGNUS BIERMER gedacht, den Nationalökonom, bei dem ich in 5 Semestern volkswirtschaftliche Studien betrieb, allerdings ohne ihm persönlich näher zu treten. Er war der *Élégant* unter den zu meiner Zeit im Anzug nicht sonderlich geschniegelt auftretenden Gießener Professoren. Er pflegte helle Gamaschen, einen hellen Covercoat zu tragen, dazu einen hellgrauen, ins Bläuliche schimmernden steifen Hut. Seine Gestalt mußte in der Ludwigstraße in Gießen natürlich auffallen. Auf der Zeil in Frankfurt oder der Wilhelmstraße in Wiesbaden wäre sie alltäglich gewesen. Persönlich war BIERMER ziemlich reserviert, ja unnahbar.

VII.

Daß mich am heutigen Tage, der mich mit besonderer Eindringlichkeit an meine Gießener Jahre gemahnt, eine tiefe Freude und Dankbarkeit erfüllen beim Rückblick auf arbeitsreiche und fruchtbare Jugendjahre, die ich in Gießen verbringen durfte, hat man meinen Worten wohl angemerkt, Dankbarkeit vor allem gegen meine Lehrer, die mir hier die Fülle der gesicherten Kenntnisse und der Anregungen zum Vorstoß in Neuland vermittelten und mich nachhaltig durch Rat und Tat gefördert haben. Wie groß und wie echt war meine Freude, als ich vor einigen Jahren vernahm, daß endlich die Zeit gekommen sei, die mehr als 350 Jahre blühende Gießener Universität zu neuem Leben zu erwecken, nachdem sie 1945 nach der furchtbaren Zerstörung dieser Stadt ihre Pforten hatte schließen müssen. Wie ein Stich ins Herz hatte mich 1945 die Nachricht getroffen, daß ein Kollege, der Germanist einer Nachbaruniversität, mit Lastwagen vor dem Germanischen Seminar in Gießen vorgefahren sei, um OTTO BEHAGHELs Seminar ausräumen und wegschleppen zu lassen, und daß sein Nachfolger, der lebenswürdige ALFRED GOETZE, der mein Freund war und mich einmal nach Gießen zu berufen gedachte, von den Aufregungen, die dieser Überfall für ihn mit sich gebracht hatte, zu Tode getroffen wurde. Da wurden Methoden einer gerade abgelaufenen Epoche angewandt, die denen, die sie sich erlaubten, nicht zur Ehre gereichen können.

Daß mir das Bild OTTO BEHAGHELs, meines Doktorvaters, am heutigen Tag mit besonderer Eindringlichkeit vor Augen steht, ist selbstverständlich. Auch die kleinen Universitäten, wie sie in meiner Studentenzeit in Deutschland mit gut besetzten Lehrstühlen bestanden, überschütteten ihre Besucher, wenn sie nicht dem Studium fremden Dingen verfielen und empfänglich waren für einen persönlichen Austausch mit den Dozenten, mit einer Fülle des Wissens, das ihnen ein Leben lang zum Heil und zur Freude gereichen mußte. Ich kann mir denken, daß Studenten von heute, die das alles mit anhören, voll Neid auf eine Zeit schauen, die nun endgültig vergangen ist, deren glückliche Studienverhältnisse keine Universitätsreform unserer Tage

zurückbringen kann. Die persönliche Beziehung zu einem wirklich berufenen Lehrer (nicht einem bloßen Instruktor), das Meister-Jünger-Verhältnis, das die deutschen Universitäten dem, der es suchte, damals zu schenken vermochten, wird heute nur in seltenen Ausnahmefällen möglich sein. Für mich hat es ein Leben lang bestanden, auch über den Tod OTTO BEHAGHELS hinaus, den ja nun bald dreißig Jahre die kühle Erde deckt; denn wie oft habe ich bei meinem germanistischen Tun und Lassen mir die Frage gestellt: „Was würde wohl OTTO BEHAGHEL dazu sagen?“

Ich kann meine Worte an dieser Stelle nicht abbrechen ohne einen bewegten Gruß über ein halbes Jahrhundert hin an die alte glückliche Zeit, die ich in Gießen verlebt habe, an die Ludoviciana, ihre Professoren —, aber auch an meine Kommilitonen von damals, von denen so mancher schon im Ersten Weltkrieg in der Blüte seiner Jahre dahingerafft worden ist. Die Studenten, die Ende Oktober 1914 bei Langemarck in Flandern singend in die Feuergarben der Engländer hineinstürmten, zählten zu meiner studentischen Generation. Gar manche von ihnen kannte ich, einige waren meine persönlichen Freunde. Gleichgültig, wie man heute über ihren Opfertod urteilen mag — ich gedenke ihrer, denen das Schicksal eine beglückende Wirkung im Beruf versagt hat, hier und heute in Treue und Trauer mit dem schmerzlichen Ausruf, der uns über die Jahrhunderte hin in die Ohren dringt, ohne daß wir eine Antwort auf ihn erwarten, jenen Ruf, der kein metaphysisches Problem aufreißen will, aus dem nur der Schmerz und das quälende Bewegtsein spricht ob der Hinfälligkeit des menschlichen Daseins:

Ware sint die komen, die dō lebeten in der alten zīt!